

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 16 (1954)
Heft: 1

Artikel: Mein Leimental
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer an einem Strom wohnt, mag leichter einer gewissen Melancholie verfallen. Wer sein Haus an einem Ort der Entscheidung gebaut hat, mag wohl einer skeptisch-kritischen Philosophie huldigen. Wer ein Tor zu hüten hat, der muß wohl auf Leutseligkeit verzichten und Vorsicht, ja etwelches Mißtrauen walten lassen. Wer an einer Grenze steht, der darf nicht dichten und träumen, sondern muß wachsam sein. Und wer durch seine erdgeschichtliche Situation allem Chthonischen, um mit Bachofen zu reden, so nahe steht, der wird so sehr von Wirklichkeit durchdrungen, daß ihm jede hohle Pathetik fremd bleiben muß. So schuf der Erdgeist den Basler Geist ihm zum Bilde und spannte ihn nach seinen Spannungen: im Strom einer melancholischen Grundstimmung steht der skeptische Realismus der Basler wie ein Fels; aus den ungewissen Tiefen einer chthonischen Gefühlslage steigt klar zutage jener gelassen-überlegene, kühl-sachliche, ironisch-selbstironische Rationalismus, der im Kontakthof mit dem Pathetischen sich zum Sarkasmus wandeln wird.

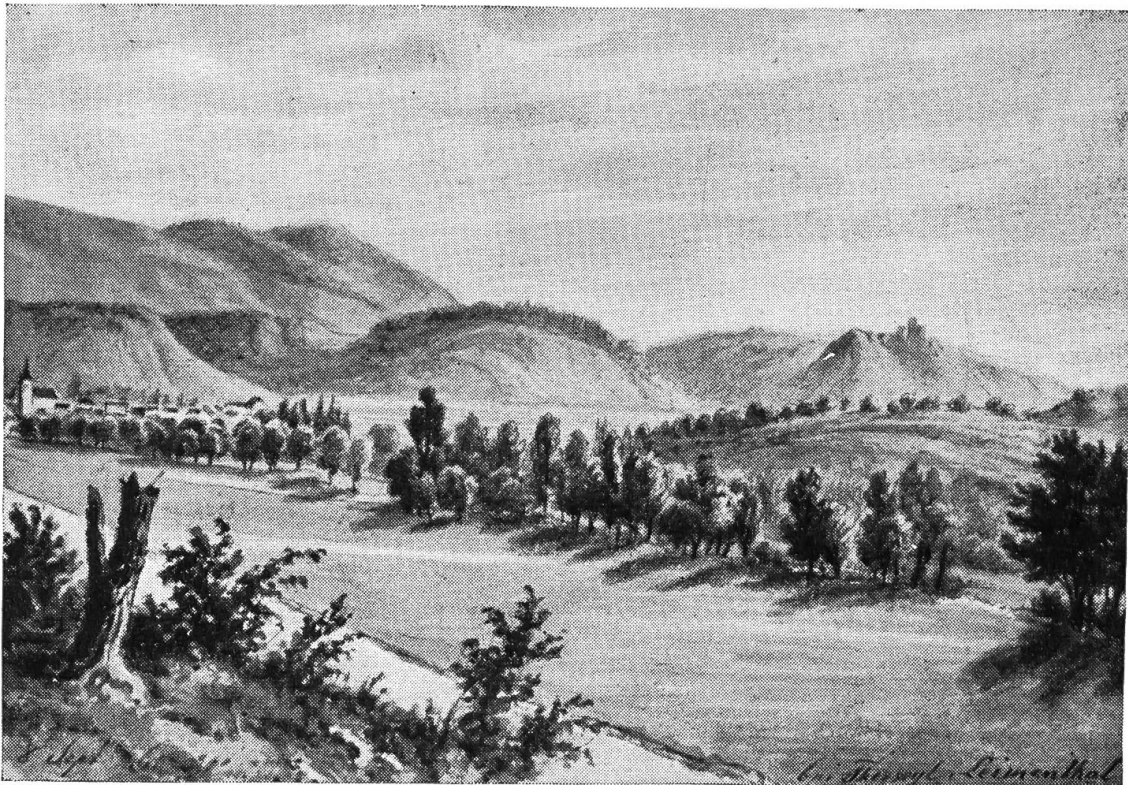
*

So vom Jura hinausgedrängt, so von den tumultuarischen Alpen kraft ihres jurassischen Satelliten hinausgeworfen an den Rand eines viel ältern, eines uralten Rumpfgebirges und dennoch die große Ebene des größten mitteleuropäischen Stromgebietes vor den Fenstern — so leben die Basler. Ein unerhörtes Spannungsfeld, eine herausfordernde Lage! Eine Lage, welche die Basler gemeistert haben. Kein Punkt unseres Territoriums ist interessanter, kein Ort unseres Landes ist schicksalbeladener, keine Stadt der Schweiz ist Basel wesentlich vergleichbar. Mit diesen erd- und menschengeschichtlichen Voraussetzungen das Examen seiner Existenz immer wieder «summa cum laude» bestanden zu haben — das bewundern wir rückhaltlos, und dazu beglückwünschen wir die Basler jederzeit aufs herzlichste. Denn sie werden dieses Examen weiterhin mit derselben Auszeichnung bestehen.

Mein Leimental

Von FELIX MOESCHLIN

Wenn es die Stadt Basel ist, die mich mit all dem, was aus ihren Bauten und Einrichtungen zu mir sprach, ins Leben hinaus begleitete und in mir geblieben ist bis heute, so gibt es neben ihr und mit ihr und manchmal über ihr auch eine Landschaft, die in mich eingegangen ist: ein Tal mit Fluß, Wiese, Acker und Obstbaum, mit Bauer und Hof, Garten und Baumgarten, mit Buchenwald und Tannenwald, mit der Burgruine auf dem Felsen, dem Kloster über der Mühle im kühlen Grund und dem blauen Berg über allem.

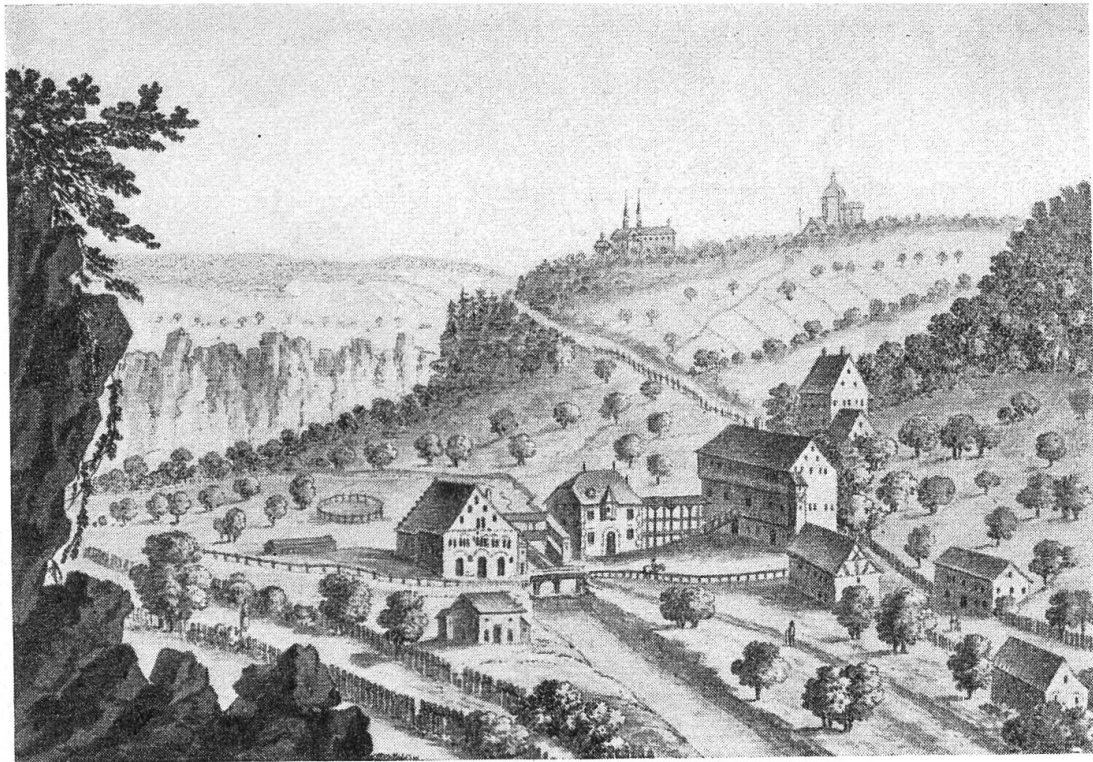


Blick ins Leimental

Nach einem Aquarell von Niklaus Karth 1861

Daß mit dem Tal das Leimental gemeint ist und kein anderes und mit dem Fluß der Birsig, ist leicht zu merken. Aus dem Leimental kamen Vater und Mutter, von Witterswil der Vater, nach einem Umweg über das Lehrerseminar in Solothurn und über ein paar dörfische Wirkungsstätten seines pädagogischen Talentes, ehe er des Kaiserschmieds Tochter von Bättwil nach Basel rufen konnte. Daß wir dann immer am Rande der Stadt wohnten, wötmöglich in der Nähe des Birsigs, ist selbstverständlich, und für mich ist denn auch anfänglich dieser Birsig ganz einfach die Verwirklichung des Flußbegriffes gewesen, ungefähr so wie viele Jahre später der Mississippi oder der Columbia-River. Daß der Birsig von vielen über die Achsel angeschaut wird, ist ungerecht, denn er ist es, der die Oberfläche des linksrheinischen Basels geformt hat, mag man ihn inzwischen auch aus praktischen Gründen so beflissen zugedeckt haben, daß innerhalb der Stadt nichts mehr von ihm zu sehen ist.

Jedes Kind schaut die Dinge wie durch ein Vergrößerungsglas, und ich muß durch ein besonders starkes Glas geschaut haben, denn die Grundeln, diese kleinen braunen Fischchen mit den weißen Schwänzchen ums Maul, die wir im Birsig unter den Schwellen fingen, waren so groß wie Lachse, und der



Flüh mit Blick auf Mariastein

Nach R. Hentzi, um 1790

Wasserfall in Binningen mit den seltsamen Rohrkolben in der Tiefe gab dem weltberühmten Niagara-Fall nicht das geringste nach. Um aber zu sehen, daß das Leimental ein romantisches Tal ist, eines der romantischsten Täler, die es überhaupt gibt, dazu braucht es kein Vergrößerungsglas und auch keine gefärbte Brille. Und wenn ich auch nicht weiß, ob Moritz von Schwind oder Eichendorff es je durchstreift haben, so weiß ich doch, daß es beiden eine wahre Heimat bedeutet hätte. Denn hier sind alle Bestandteile einer romantischen Welt vereinigt: Kapellen auf den Hügeln, Höhlen im Walde und ein Weiherhaus oder vielmehr ein Wasserschloß, wie man es sich schöner nicht denken kann. Natürlich fehlt auch ein Bad mit einer warmen Quelle nicht und nicht eine von Vauban umgebaute alte Festung auf dem Berg. Burgen gibt es in Hülle und Fülle, und die hinterste steht auf einem so schmalen Felsen-grat, daß man nicht begreift, was für ein Zauberer von einem Baumeister es zustandegebracht hat, die spitze Klippe noch mit Mauerwerk zu krönen, gar nicht zu reden von dem vermessenen Glauben des Burgherrn, der die Burg schon deutlich vor sich sah, ehe noch ein Meißelschlag den bläulich gefärbten Kalkstein getroffen hatte.



Schloß Burg im Leimental

Nach R. Hentzi, um 1790

Doch ist sein starker Glaube noch lange nicht so stark gewesen wie jener, der in Mariastein eine Kirche und ein Kloster baute. Auch dieser Wallfahrtsort ist in mich eingegangen mit seinen Linden, seinem Feuerreich, dem fröhlichen Betrieb an hohen Feiertagen, wenn sich die Leute vor den grauen Holzbuden drängten und Andenken kauften: Meßbüchlein, Rosenkränze, Marienfigürchen, Medaillen aus Zinn und Silber und Lebkuchenherzen mit aufgeklebten Sprüchen für Liebesleute und Papillotten, wie man die Zuckerplätzchen nannte, die in buntes Papier eingewickelt sind und ein bedrucktes Streiflein mit einem launigen oder sentimentalens Vers um sich haben. Was für ein Leben, wenn sich die Wallfahrer hungrig in die Gasthäuser hineinquetschten und durstig den Brunnen mit dem bischöflichen Wappen umlagerten, wenn die Frauen in der Hitze in einem fort die Gesichter mit den großen Nasentüchern abtrockneten und die Männer aus dem Elsaß und dem Schwarzwald hinter den Buden und Häusern ihre Röcke und Westen auszogen, die Hosenträger über die Achseln herabstreiften und die nassen, verschwitzten Hemden zum Trocknen an die Zäune hingen. Und drinnen in der kühlen Kirche betete man dann vor dem Hochaltar, einem Geschenk Ludwigs des XIV.,

kniete man nieder vor den Altären des hl. Pantalus, der hl. Agatha, des hl. Sebastianus, der hl. Ursula, wo so viele Reliquien verwahrt sind: Schädel mit Edelsteinaugen, unterschiedliche Knochen und heiliges Blut. Andere standen da und bogen den Kopf zurück, um die Gemälde an der Decke zu bewundern, oder lasen die Tafeln mit Mirakelbeschreibungen und betrachteten ergriffen die vielen, von Geheilten gestifteten künstlich geschnittenen Gliedmaßen aus Holz und Pappendeckel. Schwere und leichte Schritte klapperten im dunkeln Gang, der zur Gnadenkapelle hinunterführt, beliebt bei jungen Leuten, die sich gern an der Hand halten und nichts gegen einen Weg einzuwenden haben, wo es so finster ist, daß man tasten muß, um sich durchzufinden, und wo Löcher und holprige Steine so viele willkommene Anlässe bieten, um sich gegenseitig zu halten und zu stützen. Wie viele knieten nicht in der Gnadenkapelle vor dem Altar mit dem wundertätigen Bilde der hl. Jungfrau oder vor jenem anderen, der vom Papst das Privilegium bekommen hat, daß auf ihm durch das Lesen einer hl. Messe für eine abgeschiedene Seele ein vollkommener Ablass gewonnen werden kann. Und wie viele Andächtige barg nicht das Dunkel unter dem Orgelbau, wo man zu einem steinernen Christus betet, der im Grabe ruht.

Zwischen der weißen Kirche in Mariastein und dem roten Münster über dem Rhein liegt meine Jugendwelt. Da konnte ich in einem Acker stehen, der meinem Vater gehörte, und eine Scholle in die Hand nehmen, außen hart und hellgelb, innen weichkrümlig und dunkel, ein Gemenge von feinen Würzelchen, von Steinchen und eben dem Geheimnisvollen, das man Erde nennt und von dem sich nichts weiteres sagen läßt, als daß es aussieht wie Sand und so fein zerrieben werden kann, daß es an der Haut haftet und ihre Linien sichtbar macht. Und ich konnte einem Roggenfeld entlang gehen, das meinem Großvater, dem Kaiserschmied, gehörte, und die grünen Halme durch meine Finger gleiten lassen und mich an ihrer elfenbeinernen Glätte und biegsamen Festigkeit freuen. Ich konnte ihre schmalen Knoten betasten, die so hart sind wie Stein und so zweckmäßig und sauber wie Maschinengelenke, und meine Blicke an dem dünnen Mast aufsteigen lassen, vom Boden an, wo der Halm ganz hell ist und das Blatt dürr, zu den gelbweiß gestreiften Halmgliedern, die sich verjüngen, bevor sie an die Knoten stoßen, und weiter zu den glänzenden Blättern, die auf den rotbraun angelaufenen Knoten stehen und anfänglich wie eine Scheide den Halm furchtsam umklammern, bis sie sich endlich frei fliegen lassen wie Wimpel vom Maste. Und noch weiter hinauf zum Halmende, wo die blauweißen Härchen stehen, und zum dichten zopfartigen Gefüge der Aehren, an denen die langen Grannen silbrig glänzen.



Witterswil

Viele Länder habe ich seitdem gesehen, doch nirgends auf so kleinem Raum einen an Erlebnissen so reichen Boden. Streifte man durch Rebberge, so stieß man mit den Schuhen an versteinerte Seeigel, zerklopfte man am Waldrand des Blauen-Vorberges die Sandsteine, so fand man Abdrücke von Lorbeer- und Kampferbaumblättern. Stieg man höher hinauf, zu den braunen Aeckern, so lag unversehens zwischen den Schollen ein Ammonshorn, ein herrliches Exemplar dieser spiralig geringelten Ammonitenschalen, die so groß sein können wie Wagenräder, auch wieder steingewordene Ueberreste anderer Meertiere. Man mußte schon ein paar sehr gelehrte Leute fragen, bis man erfuhr, warum sie ausgerechnet Ammonshörner heißen. Denn es liegt ja nicht gerade auf der Hand, an den altägyptischen Gott Ammon zu denken, dessen heiliges Tier der Widder gewesen ist, um derart endlich dank einer gewissen Aehnlichkeit des Ammoniten mit dem Horn des Widders zum Begriff des Ammonshorns zu gelangen. Nun gut, jedenfalls war man glücklich über den Fund, und wenn man dann über Lößhänge nach Hause schritt, konnte man sich mit ein wenig Phantasie ohne weiteres vorstellen, man sei in China. Was

aber sollte man denken, wenn man an der Birs, nahe der Neuen Welt, nicht weit von Basel, schwarzbraune, wunderschön erhaltene Farrenkräuter aus den mürben Steinplatten brechen konnte? Oh, man brauchte nur in Oswald Heers Buch nachzuschlagen, dann wußte man genau, wo man war, wieder in einer ganz anderen Zeit, jünger als jene des Buntsandsteins, älter als die des Juras. Ja, nie kam man aus dem Staunen heraus. Und wandte man sich den Pflanzen zu, so war der Reichtum an Erscheinungen und Formen nicht geringer. Ich brauche mich nur an die Riemenzunge auf dem Isteiner Klotz zu erinnern, jene seltene Orchidee, die seither den lateinischen Namen gewechselt hat, von den Entdeckungen in den Weihern im Elsaß mit ihren ganz besondern, nur dort wachsenden Sumpfpflanzen gar nicht zu reden.

In wieviel gleichmäßigerer und ärmerer Landschaft liegen nicht andere Städte da, auf Ebenen oder zwischen langweilig gleichartig aufgebauten Hügeln und Bergen; wieviel Ungleichmäßiges stieß aber nicht hier im Rheinknie zusammen, der Form und dem Wesen nach. Stand man auf dem damals von der Stadt noch nicht berührten Bruderholz, so ermaß man die Vielgestaltigkeit, ausgedrückt durch Rheinebene, Schwarzwald und Jura, am allerbesten. Alle Steinarten und Schichten der Erde schienen sich hier zu treffen, die Pflanzen taten es ihnen gleich und so wie sie auch die Wetter und Winde. Dachte man erst noch an die Ländergrenzen, an süddeutsches Wesen im Wiesental, an halbfranzösisches im Elsaß, wie Speichen eines Rades mit schweizerischem Wesen in Basel als der Achse zusammenlaufend, so brauchte man nur noch den Namen der nicht weit entfernten römischen Siedlung Augusta Rauracorum auszusprechen, um die fast verwirrende Fülle der Erscheinungen und Kräfte deutlich und eindringlich genug zu machen.

Das ist eine Andeutung der Welt, aus der ich stamme; große Geschenke hat sie mir in die Wiege gelegt, und ich mochte nun schauen, mit ihnen auf rechte und geziemende Art fertig zu werden. Daß große Geschenke auch eine Gefahr bedeuten, merkte ich später zur Genüge, und wenn man gar noch als eine Art Doppelwesen daherkommt, Städter und Bauer in einer Person, also in gesteigerter Vielheit des Ichs, so wird dadurch das Aufwachsen, das Mit-sich-selber-fertig-Werden und die Einfügung in die menschliche Gemeinschaft nicht leichter gemacht. Denn die Gesellschaft hat verständlicherweise die Doppelwesen mit ihrem Zickzackweg nicht gern, einfache geradlinige Menschen sind ihr lieber, wenn sie auch heute duldsamer ist als in jenen Zeiten, da noch ein Oekolampad den ketzerischen Conrat in Gassen ohne Gewissensbisse hinrichten ließ.

Aus «Wie ich meinen Weg fand», Gute Schriften Basel, 1953